



**Gedenken an die Märzopfer**

(Seiten 2, 4 und 5)

**Hoffen auf Schönborn**

(Seite 6)

**Tribüne der Meinungen**

(Seite 20)

## Serbien wirbt um mehr Restitutionsanträge von Vertriebenen

Davon können Sudetendeutsche vorerst nur träumen: Jahrelang hat Österreich mit Serbien um eine Entschädigung der 1945 vertriebenen Donauschwaben gerungen. Jetzt ist die serbische Regierung sogar enttäuscht, weil bisher nur wenige Anträge auf Rückgabe des seinerzeit verlorenen Eigentums beziehungsweise auf Entschädigung eingegangen sind. Rudolf Reimann, Vorsitzender der österreichischen Donauschwaben, erhielt kürzlich einen bemerkenswerten Brief aus dem Wiener Außenministerium. Darin macht ihn die Leiterin der Abteilung für Vermögensangelegenheiten, Brigitta Blaha, auf ein ungewöhnliches Klagen aus Belgrad aufmerksam: „Der Direktor der serbischen Restitutionsagentur hat sich gegenüber der Österreichischen Botschaft in Belgrad über die geringe Zahl aus-

ländischer Antragsteller enttäuscht gezeigt. Aus Österreich soll es bisher nur zwölf Anträge geben“, schreibt Blaha.

Direktor Strahinja Sekulic möchte nun möglichst viele Donauschwaben treffen, „um die Scheu vor der Antragstellung zu nehmen, einem allfälligen Mißtrauen persönlich entgegenzutreten und seine Hilfestellung bei konkreten Problemen im Zuge der Antragstellung anzubieten“. Ein für 21. Februar im „Haus der Heimat“ in Wien bereits festgelegtes Treffen mit interessierten Donauschwaben mußte er jedoch kurzfristig aufgrund einer Erkrankung absagen. Sekulic will nun den Besuch möglichst bald nachholen.

Anton Ellmer, der Vorsitzende der Donauschwaben in Oberösterreich, kann sich die geringe Zahl der Antragsteller erklären. Die

Besorgung der Unterlagen aus Serbien dauert sehr lange und das Restitutionsgesetz habe viele Tücken. Auch Bundesvorsitzender Reimann spricht von einem „komplizierten Verfahren, das ohne Anwälte nicht zu bewältigen ist“. In Oberösterreich arbeiten die Donauschwaben deshalb mit der Linzer Anwaltskanzlei Hasch & Partner zusammen, die Antragsteller für eine Pauschale von 500 Euro plus fünf Prozent vom Wert des rückerstatteten Vermögens begleitet. Die Kanzlei vertritt bereits 42 oberösterreichische Familien und wird demnächst acht Restitutionsanträge stellen, sagt der zuständige Anwalt Ralf Brditschka. Und es würden sich immer mehr Donauschwaben melden.

Belgrad wird also bald nicht mehr zu klagen haben.

DAS HABEN BISHER NUR Österreich und Deutschland bei der Entschädigung von Nazi-Opfern getan: Potentiellen Empfängern der „Wiedergutmachung“ nachzulaufen und aktiv bei der Abwicklung der Verfahren zu unterstützen. Serbien tut dies nun im Fall der nach dem Zweiten Weltkrieg enteigneten und vertriebenen Donauschwaben. Das Land hebt sich damit aus der Masse jener Staaten in Osteuropa hervor, die sich bislang zu keinem würdevollen Umgang mit diesem Massenverbrechen an Altösterreichern entschließen konnten.

IN TSCHECHIEN mußten die Sudetendeutschen gerade wieder im Wahlkampf als böses Gespenst herhalten. Und es wurde jener Kandidat Staatschef, der die Vertreibung für eine so gute Sache hält, daß er sie schon einmal Israel für den Umgang mit den Palästinensern empfohlen hat.

TSCHECHIEN SOLLTE sich an Serbien nicht nur ein Beispiel nehmen, sondern – damit das Beispielnehmen etwas leichter fällt – sich diesen Fall ganz genau anschauen. Denn die Angst, daß eine Aufhebung der Beneš-Dekrete und eine entsprechende Restitutionsgesetzgebung zu einem Massenansturm von Vertriebenen führen würde, ist offenbar unbegründet. Die Zahl der seit dem Herbst von Donauschwaben in Österreich gestellten Anträge bewegt sich im Bereich von wenigen Dutzenden. Die Zahl ist jedenfalls so gering, daß selbst die serbische Regierung, die das Ganze ja natürlich auch der EU als gelungene Aktion verkaufen möchte, um weitere Antragssteller wirbt.

EIN GRUND FÜR die Zurückhaltung der Anspruchsberechtigten ist natürlich der bürokratische Aufwand und die Schwierigkeit, die nötigen Dokumente aufzutreiben. Zudem sind wohl die meisten derer, die 1945 die Enteignung und Vertreibung als Erwachsene am eigenen Leib erfahren mußten, nicht mehr am Leben. Die – ebenfalls anspruchsberechtigten – Erben haben nicht mehr diesen unmittelbaren Bezug zur alten Heimat und wüßten mit einer mäßig werthaltigen Immobilie in irgendeinem serbischen Dorf wenig anzufangen. Wenn dann auch noch fraglich ist, ob der zeitliche und finanzielle Aufwand in einem vernünftigen Verhältnis zu einem zu erwartenden Ertrag steht, wird die Zurückhaltung noch größer.

VIELE DONAUSCHWABEN wollen ohnehin in erster Linie die moralische Rehabilitierung und gar nicht so sehr ihr vor fast sieben Jahrzehnten verlorenes Eigentum. Bei den Sudetendeutschen wird es kaum anders sein. Was aber nichts daran ändert, daß ihnen zumindest das Recht auf eine späte Gerechtigkeit eingeräumt werden mußte, so wie es Serbien getan hat.

DAS SERBISCHE Restitutionsgesetz räumt auch mit allen billigen Argumenten auf, die nicht nur tschechische Politiker gegen eine Eigentumsrückgabe immer wieder ins Treffen führen. Durch die Beseitigung des alten Unrechtes dürfe kein neues Unrecht entstehen, heißt es immer wieder. Und schon haben viele Politiker das Bild vom alten tschechischen Mütterchen im Kopf, das der böse Sudetendeutsche eiskalt aus seinem restituierten Haus werfen könnte. Das will niemand von den Tschechen fordern – also fordert man gar nichts. Im serbischen Restitutionsgesetz gibt es dazu die Artikel 10 und 20, in denen der Grundsatz des Erwerberschutzes und die Rechte von Mietern beziehungsweise Pächtern festgeschrieben sind. Demnach dürfen die

Fortsetzung auf Seite 3

## EINE GESTE, DIE NICHTS KOSTET ...



... die Gastgeber aber doch sehr beeindruckt hat, setzte Tschechiens Ministerpräsident Petr Nečas im Bayerischen Landtag: Er bedauerte die Vertreibung der Sudetendeutschen, schloß aber zugleich eine Eigentumsrückgabe aus. Ministerpräsident Horst Seehofer bedankte sich, will aber noch nicht von völliger Normalität sprechen. Einen ausführlichen Bericht und ein Exklusiv-Interview mit Bernd Posselt lesen Sie auf den Seiten 8 und 9.

Foto: Bayerische Staatskanzlei

# Der Mann, der zweimal die Fronten wechselte: Überläufer Jaroslav Hašek

Die Satire vom braven Soldaten Schwejk ist im Grunde eine primitive Verächtlichmachung der k.u.k. Armee mitsamt des alten Österreich. In diesem Sinne nicht durchschaut wird sie von Pazifisten; hochstilisiert zu bauernschlauer Paralyse des Militärs überhaupt. Ins Deutsche übersetzt, mehrfach verfilmt, als Karikatur gezeichnet. Es lohnt sich, ein Bild ihres Verfassers nachzuzeichnen.

Jaroslav Hašek (geb. um 1883) rückt im Februar 1915 zum k.u.k. Infanterieregiment 91 in Budweis ein. Vor Freunden in Prag hatte er keinen Hehl daraus gemacht, desertieren zu wollen, um in der russischen Zarenarmee zu dienen. Und so geschah es noch im Herbst des gleichen Jahres im galizischen Ort Chorupan, nordöstlich von Lemberg. Die Zeit bis zum Juni 1916 verbringt er in einem Gefangenenlager bei Kiew. Als einer der ersten Gefangenen meldet er sich zur sogenannten tschechischen Družina, einer halb-militärischen, aus Wolhynienschachen bestehenden Einheit. Er glaubt an eine Inthronisierung der Romanows über die Tschechen, läßt sich rechtsgläubig taufen. Nüchtere Russen kommentieren, daß die „verrückten“ Austriaker gegen den eigenen „Zaren“ (gemeint den Kaiser) ziehen wollen. Als sich in der Ukraine die tschechische Legion formiert, schreibt er Beiträge in der Zeitschrift „Čechoslovani“ (Der Tschechoslawe), wird „Bruder“ bei den Legionären (die übliche Anrede), die bereit sind, für einen selbständigen Staat zu kämpfen. Für seine Teilnahme an der „Schlacht bei Sborow“ (Juni 1916) wird er für Tapferkeit ausgezeichnet. (Nicht auszuschließen ist, daß hier sein Heldenmut darin bestand, über die Stellungen hinweg die Tschechen auf österreichischer Seite zum Überlaufen zu bewegen).

Hašek, der bisher im Militarismus und Patriotismus nur Falsch und Heuchelei erblickte, spricht in Phrasen, die er noch vor einigen Jahren auf Versammlungen der Partei des gemäßigten Fortschritts parodiert hatte und eifert: „Wir dürfen an nichts anderes denken als an die

Zerschlagung der alten Monarchie, müssen ... das ganze Streben und alle Arbeit der Sehnsucht widmen, das verfluchte System zu vernichten.“

Als im Oktober 1917 die bolschewistische Revolution ausbrach, war Hašek zunächst dagegen. Bald jedoch wendete sich seine Kritik gegen die Führung der Legion, die sich zur Abreise nach Frankreich vorbereitete, um sich dem Kampf an der Westfront anzuschließen (was offensichtlich nicht seinem Geschmack entsprach). Dafür schreibt er im Frühjahr 1918 eine Reihe appellativer Artikel, in denen er die „Brüder“ zu überzeugen versucht, daß ihr Platz hier in Rußland ist. „Wir sind die Nachkommen der Taboriten, der ersten Sozialisten, der ersten Kommunisten in Europa. Unsere politische Bedeutung liegt hier in Rußland und keineswegs im Westen. Wir müssen Rußland helfen.“ Auch für Hašek gilt, wie Beneš kolportiert wurde: Jeden bojuje puškou, jiný zase tužkou (Der eine kämpft mit dem Gewehr, ein anderer wiederum mit dem Bleistift). Im März 1918 schließen die Bolschewisten mit den Mittelmächten Frieden, der auch die Rückführungen der Kriegsgefangenen zur Folge hat und damit für Überläufer den Galgen bedeutet. Während sich daher die tschechische Legion auf den Weg macht zu ihrer sibirischen Anabasis, wechselt Hašek zum zweitenmal die Front und schließt sich den Bolschewisten an.

Er taucht in der Stadt Bugulmo auf, die unter dem Kommando des primitiven Jerochymow steht, dessen brutale Neigungen er fuchsschlau zu mäßigen versucht. Die frühere Wirtshausgestalt Hašek wurde von Kommissar Swerdlow empfangen, traf sich wahrscheinlich einige Male mit Trotzki, organisiert bei den Roten tschechoslowakische Einheiten und steigt zu Propagandisten in Frunses 5. Armee auf, redigiert revolutionäre Zeitschriften in mehreren Sprachen. Masaryks Legionäre bezeichnet er als „Verräter an der Weltrevolution“. Am 25. 7. 1918 wird er vom Feldgericht der tschechischen Legion in

Omsk auf Initiative des späteren Führers der tschechischen Faschisten, Radola Gajda, wegen „wiederholten Hochverrats am tschechischen Volk“ zur Fahndung ausgeschrieben. Und schließlich kommt „Tavarišc Hašek“ noch vor ein Revolutionskomitee, das gegen ihn wegen konterrevolutionärer Tätigkeit ermittelt.

Zusammen mit der Genossin Šura – Alexandra Lvovová, einer Halbalphabetin, die er aus Rußland mitgebracht hat, taucht er kurz vor Weihnachten 1920 in Prag auf (vielleicht in der Bierwirtschaft „u flekú“?).

Alkoholiker Hašek schreibt das meiste nicht in betrunkenem Zustand, betrinkt sich aber zur Kompensation der Spannung beim Schreiben. Alkohol war auch das Amalgam seiner Bohemengesellschaft. Hašek, geradezu ein Zyniker, dem nichts heilig und kein Mittel zu schlecht ist, stirbt am 3. Jänner 1923 in seinem Haus in Lipnice n. Sázavou. Sein aufgedunsener, kaum 40 Jahre alter Körper, in dem ein Organ nach dem anderen kollabierte, wog über 100 Kilo. Es mußte für ihn einen ungewöhnlich breiter Sarg angefertigt werden, in dem er durch das Fenster seines Sterbezimmers das Haus verließ.

Das Begräbnis fand am Dreikönigstag (6. 1.) in Lipnice am Friedhof unter der Burg statt. Es war strenger Frost und ein Schneesturm. Aus Prag kamen nur die Allergestreuesten, der Maler Jaroslav Panuška (eigentlich ein Hiesiger) und der treue Genosse Z. M. Kuděj. Mit Hašeks Bruder Bohuslav auch Sohn Říša, der seinen Vater nur einige Male in seinem Leben gesehen hat. „Keine offizielle Delegation“, verzeichnete die radikale Linke, wie hier ein „bedeutender Revolutionär“ begraben wird. Selbstverständlich fehlte nicht Genossin Šura. Sie war in diesem Augenblick der einzige „Beweis“ für sein Abenteuerumt, seines „Ausflugs in die Geschichte“, wie er es selbst gesagt hat. (Quelle: „LN“, S. 8, vom 2. 1. 2013.) wyk

## Seminare für Ahnenforscher

Auf Grund der zahlreichen Nachfragen veranstaltet **Familia Austria** – Österreichische Gesellschaft für Genealogie und Geschichte“ in den nächsten Monaten wieder einige Halbtags-Seminare zur Ahnenforschung:

**Samstag, 23. März**, 14 bis 18 Uhr, in Wien-Floridsdorf: Ahnenforschung für Anfänger und Fortgeschrittene. Schwerpunkt: Der Raum Wien und seine Zuwanderer.

**Samstag, 20. April**, 13 bis 17 Uhr, in Laa an der Thaya: Ahnen- und Familienforschung in Niederösterreich und Mähren.

**Samstag, 18. Mai**, 13 bis 17 Uhr, in Rabensburg an der Thaya: Ahnen- und Familienforschung in Niederösterreich und der Slowakei.

Nähere Angaben zu den Veranstaltungsorten, zur Anmeldung und den Selbstkosten (für Vereinsmitglieder ermäßigt) finden Sie im Internet unter: <http://familia-austria.net>.

## Regeln im Gefängnis verändern sich

Am 13. Februar verabschiedete die tschechische Regierung eine Gesetzesnovelle, nach der die Pflichten der Straf- und Untersuchungsgefangenen erweitert und ihre Rechte konkretisiert werden. Mit der Novelle ändert sich beispielsweise der Empfang von Päckchen und das sogenannte Sozialtaschengeld. Bisher hat ein Gefangener, der nicht arbeitet, Anspruch auf eine monatliche Zuwendung von hundert Kronen. Mit diesem sogenannten Sozialtaschengeld haben die Gefangenen häufig nur Zigaretten gekauft. Die Novelle schlägt deshalb vor, das Taschengeld durch ein Päckchen zu ersetzen, welches Grundbedürfnisse des persönlichen Gebrauchs enthält. Untersuchungsgefangene, die bis heute von außen vierteljährlich ein Päckchen bekommen können, sollen nur noch zweimal im Jahr ein Päckchen bekommen dürfen (čtk, 14. Februar 2013). wyk

## Hohenfurth: Ein mächtiger Turm und das kostbare Zawischkreuz

Von 1281 bis 1309 entstand die mächtige Klosterkirche im Zisterzienserstift Hohenfurth an der Moldau im Böhmerwald mit dem bewundernswerten Steinturm. Das Bauwerk mit der eingebauten steinernen Wendeltreppe ist faszinierend und ein Zeugnis hoher Handwerkskunst aus vergangenen Jahrhunderten. In seiner erhabenen Regungslosigkeit paßt der Rundturm zur Stiftskirche und ist bis heute eine allgegenwärtige Geschichte mit den Gründern des Klosters durch Wok von Rosenberg und Hedwig von Schaunberg 1259. Als Aufgang in das Oratorium der Rosenberger wurde der Turm gebaut. Das Oratorium war ein Kapellenraum, von wo aus die Herrschaftsmitglieder mit Blick zum Hochaltar beim Gottesdienst teilnahmen. Das Oratorium war nicht für alle Gläubigen zugänglich und nur den Rosenbergen vorbehalten. 1611 starb das letzte Mitglied dieser Gründer-

familie und das Oratorium verlor seine Bedeutung. Aus Anlaß des 600jährigen Bestehens des Klosters hat Abt Leopold Wackarž (1837 bis 1901) Altäre und Kirche renovieren lassen und anstelle des Oratoriumfensters das Gemälde mit einem Teil der Klostergeschichte vom Maler Čurn in Budweis anbringen lassen. 1994 kam das kostbare Reliquienkreuz, bekannt als „Zawischkreuz“ wieder in das Kloster und wird selten öffentlich gezeigt. Im Jahre 1290 hat Zawisch von Falkenstein das Kreuz mit Teilen aus dem 8. Jahrhundert dem Kloster geschenkt. Aus Anlaß der Landesausstellung 2013 wird diese religiöse kulturelle Kostbarkeit im ehemaligen Rosenbergeroratorium ausgestellt. Nicht problemlos ist der Aufstieg im steinernen Turm zum Kreuz. Aus Sicherheitsgründen haben die Behörden diese Entscheidung verlangt.

Text und Bild: Werner Lehner



## Schilgende Pepi Erben wurde 85



Viel zu erzählen hatte die „Skilgende“ aus dem Riesengebirge, Dr. Pepi Erben, am Tag der Heimat 2010 in Wiesbaden-Biebrich. (V. li.): Norbert Quaiser, Irene Herold, Sigi Erben, Dr. Pepi Erben, Alfred Herold  
Bild: Herta Konrad

In den schneereichen und frostklirrenden Wintermonaten hält das Bild unserer Heimat wohl die meisten von uns in besonderer Weise gefangen und längst verschüttete gelaubte Erinnerungen tauchen vor uns auf.

Die Geschichte des Skisports in unseren Heimatgebieten ist ein Kapitel, das lange Jahre in der deutschen Sportgeschichte im allgemeinen und in der Sportgeschichte unserer Heimat im besonderen kaum oder nur lückenhaft behandelt wurde. Dabei wäre genug Stoff dafür vorhanden um mehrere Bücher zu schreiben.

Dr. Pepi Erben hat mit seinem Buch: „Die skisportlichen Erfolge der Sudetenjugend 1939 bis 1944“ – „Stolze Erinnerungen II“ diese empfindliche Lücke geschlossen. Wer weiß noch, daß z. B. der aus Petzer im Riesengebirge stammende Gustl Berauer 1939 erstmals in die Phalanx der bis dahin ungeschlagenen Skandinavien in der Nordischen Kombination eingedrungen ist und dann in Zakopane als erster Mitteleuropäer Weltmeister in dieser Disziplin wurde?

Der Riesengebirgler Pepi Erben wurde am 18. Jänner 1928 in Rennerbauden, auf der böhmischen Seite des Riesengebirges, geboren. Er lebt heute als angesehene Per-

sönlichkeit im hessischen Taunusstädtchen Usingen.

Bereits als 15jähriger wurde er Reichsjungendsieger in der alpinen Kombination und seine Erfolge – nach der Vertreibung in völlig neuer Umgebung und mit oft primitiver Ausrüstung errungen – sind eine Erfolgsgeschichte: Er gewinnt u. a. 16 Hessische Meisterschaften, 10 Schwarzwald- und zwei Schwäbische, eine Bayerwald- und drei Harzer Meisterschaften, außerdem neun Deutsche und drei Schweizer Hochschulmeisterschaften. 1952 Teilnehmer der Olympischen Winterspiele in Oslo, 1955 zweifacher Studentenweltmeister in Sarajevo und Sieger in zahlreichen nationalen und internationalen Rennen. Vom DSV wird Erben als Trainer nach Island und Marokko berufen.

Besonderer Dank aber gebührt Erben für sein „Nachwort“ in seinem Buch. „Die Sudetendeutschen und ihr Schicksal“ ist darin ein Kapitel überschrieben, in dem er schließlich die Geschichte der Sudetenländer beschreibt. „Die halbe Wahrheit ist des Teufels, nur die ganze Wahrheit führt zu Gott!“

Die hessische SL-Landesgruppe wünscht dem Jubilär noch viele schöne Jahre in bester Gesundheit.